

Zeitschrift: Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin
Herausgeber: Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaftlichen
Forschung
Band: 23 (2011)
Heft: 89

Artikel: Verkaufte Körper
Autor: Schnyder, Caroline
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-551702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Verkaufte Körper

**Menschen werden immer wieder zur Ware, auch in der Schweiz.
So stellte man in der Frühneuzeit aus dem Fett von Hingerichteten Arzneien her.
Doch leichtfertig geschah das nicht.**

VON CAROLINE SCHNYDER

Im November 2009 ging die Meldung um die Welt, in Peru habe eine Verbrecherbande Dutzende von Menschen entführt und ermordet, um aus deren Leichen Fett zu gewinnen. Nach den Angaben der Polizei sei das Fett für 15 000 Dollar pro Liter vermutlich an europäische Kosmetikfirmen verkauft worden. Doch kurz darauf kam das Dementi: Die peruanischen «Fettmörder» gebe es nicht.

Warum tauchen solche Geschichten immer wieder auf? Warum schenken wir ihnen Glauben – oder glauben doch zumindest, dass «die anderen» – dort in Peru etwa – an sie glauben? Das Forschungsprojekt «Menschen als Ware. Der verkaufte Körper in der Schweiz 1400–1700» ist den Vorstellungen und Ängsten, aber auch den historischen Realitäten, die in diesen Geschichten zum Ausdruck kommen, auf der Spur. Unter der Leitung von Valentin Groebner, Professor für Geschichte an der Universität Luzern, geht das Projekt der Frage nach, wie Menschen, tote oder lebendige, ganz oder in Teilen, als «Ware», als blosses «Fleisch», gehandelt wurden.

Begehrte Objekte:
Der Grasshopper Club Zürich besucht Gunther von Hagens' Ausstellung «Körperwelten» (Zürich 2010).
Bild: Alessandro Della Bella/
Keystone

Arzneien aus Menschenfett, Menschenhaut oder Knochen gehörten zur frühneuzeitlichen Medizin und wurden in Schweizer Apotheken verkauft, sagt Janine Kopp. Am Anfang ihrer Dissertation sei die «Mumia vera» gestanden, eine Arznei, die aus Überresten von ägyptischen Mumien hergestellt worden sei. Während ihrer Recherchen ist Kopp in den medizinischen Traktaten des 16. und 17. Jahrhunderts immer wieder auf den Hinweis gestossen, dass nicht «Mumia vera», sondern die «Mumia» aus frischem Menschenfleisch die beste Medizin ergebe. Der Arzt Johann Joachim Becher zum Beispiel hielt 1663 fest, dass für die Zubereitung von «Mumia» am besten das Fleisch von Hingerichteten zu verwenden sei, möglichst das von gesunden, jungen, rothaarigen Männern.

«Schmaltz aus dem Ruggen»

Die medizinischen Anweisungen und Rezepte scheinen nicht toter Buchstabe geblieben zu sein. In Ratsprotokollen und Gerichtsakten fand Janine Kopp zahlreiche Hinweise darauf, dass Hingerichtete in der Tat als Rohstoff für medizinische Produkte verwendet wurden. So erteilte der Luzerner Rat 1707 einem

Georg Adam Schmid die Erlaubnis, der hingerichteten Cathry Weber das «Schmaltz aus dem Ruggen aber nit weiteres» herauszuschneiden. Aktenkundig wurden gewisse Fälle allerdings nur, weil jemand eine Grenze überschritten hatte. Wer sich ohne Erlaubnis die Überreste von Hingerichteten beschaffen wollte, machte sich der Zauberei, der schwarzen Magie verdächtig. Alle aus menschlichen Rohstoffen hergestellten Produkte waren schon in kleinsten Mengen sehr teuer, viel teurer als die aus Tieren gewonnenen Arzneien, betont Kopp.

Auf der Fleischbank

Um viel Geld ging es auch beim Solddienst, der in der politischen Propaganda des 15. und 16. Jahrhunderts als «commercium hominum», Handel mit Menschen, bezeichnet wurde. Mit dem Solddienst würden die Obrigkeiten, so der Vorwurf, ihre Untertanen auf die «Fleischbank» führen. Benjamin Hitz widmet sich in seiner Dissertation diesem Geschäft, vornehmlich aufgrund von Luzerner Quellen des 16. Jahrhunderts. Er kann zeigen, dass der Anteil der Söldner, die von der Armut in den Krieg getrieben wurden, relativ klein war. Überraschend ist aber vor allem, dass die einfacheren Luzerner Söldner – wenn überhaupt – oft ohne Geld nach Hause kamen, dafür mit einem Schein in der Tasche, der ihnen einen Anspruch auf den noch nicht ausbezahlten Sold bestätigte. Diesen «Restbetrag» – er konnte gut den Jahreslohn eines Handwerkers betragen – konnten die Söldner erst zurückfordern, wenn der Dienstherr (der französische König etwa) den Hauptmann bezahlt hatte. So warteten sie oft Jahre. Funktionieren konnte diese Schuldenwirtschaft vermutlich nur, weil die Hauptleute von den Obrigkeiten geschützt wurden – und weil die Hoffnung, irgendwie doch noch zum grossen Geld zu kommen, die Vorbehalte überwog.

«Man hat meinem Bub das Herz gestohlen», titelte der «Blick» 1969, als die Identität des Spenders für die erste in der Schweiz durchgeführte Herztransplantation bekannt wurde. Die Nachfrage nach Organen stieg mit den Erfolgen der Medizin. Ebenso nahmen aber, wie es scheint, die Vorbehalte zu. Simon Hofmann untersucht in seiner Dissertation, wie sich die schweizerische Transplantationsmedizin Organe zu beschaffen versuchte – und welche gesellschaftlichen Konflikte sie damit auslöste.

Die Ambivalenz der Debatten zur Organtransplantation ist eine der zentralen Beobachtungen von Simon Hofmann: Neben positiven Berichten über die Fortschritte der modernen Medizin, über das medizinische «Wunder», finden sich, zuweilen auf denselben Zeitungsseiten, Meldungen über Missbrauch und Ausbeutung, über Organraub und Organhandel. Woher diese Ambivalenz? Die Transformation des Spenders zur medizinischen Ressource sei nicht



selbstverständlich, für niemanden, sagt Simon Hofmann. Sie müsse ständig erklärt werden – und diese Erklärungen schlugen immer wieder einmal fehl. Hier setzten Mythen und Gruselgeschichten über Organhandel und Organraub an, in Krimis, Filmen, Zeitungsberichten – und manifestierten ein Unbehagen, das im medizinischen Diskurs keinen Ausdruck finde.

Hofmann ist dabei einem Rätsel auf der Spur, nämlich dem Umstand, dass trotz breiter Akzeptanz des medizinischen Fortschritts die Organspendebereitschaft seit Ende der 1980er Jahre stagniert. Ärzte, Spitäler und Unternehmen hätten die Organbeschaffung zu organisieren, reglementieren und immer wieder zu optimieren versucht, erzählt er. Doch das grosse Bedürfnis nach Organen habe die Öffentlichkeit verunsichert.

Regeln, Kontrollen, Grenzen

Eines wird in allen Projekten klar: Der Mensch wird nicht leichtfertig zur Ware. Es wäre haltlos, zu behaupten, der Scharfrichter oder Apotheker des 16. oder 17. Jahrhunderts habe den Menschen geringer geschätzt als das heutige medizinische Personal, das sich zu einer Operation zur Organentnahme anschickt. Hier wie dort gab es Regeln, Kontrollen, Grenzen. Die Geschichten über Organraub und Organhandel haben grauenhafte Entsprechungen in der Realität, insbesondere in der Dritten Welt.

Sie gehen aber auch in der Schweiz um, wo keine derartigen Fälle nachgewiesen sind. Sie schöpfen, wie Valentin Groebner meint, aus dem Schatz älterer Erfahrungen und Erzählungen. Weil sie uns bekannt sind, sind sie so leicht zur Hand. Sie werden zum Ort, an dem sich Ängste ausdrücken können. Das Unbehagen an der Nutzung von Körpern und Körperteilen ist bis heute geblieben. ■

Aus der Apotheke:
Eine Arznei aus menschenähnlichen Substanzen, um 1800.
Bild: Janine Kopp